

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 6

Artikel: Paracelsus
Autor: Damur, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Paracelsus

Von Carl Damur

Wer war Paracelsus? Ein Arzt — und doch seltsamer Art, einer, der Philosophie, Astronomie, Alchimie und „Tugend“ als die Säulen der Heilkunde bezeichnete, und in der Tugend enthalten die Liebe als die Religion der Arznei, ja das Arztsein überhaupt als ein Amt, von Gott verliehen. Wer war Paracelsus? Ein Magier, der Lauf und Kräfte der Gestirne erforschen und daraus Menschen und irdische Welt erklären, ein Mystiker, der Gott in der Seele und im Weben und Walten der Natur erleben, finden wollte, ein Schwärmer, der vom Reich Gottes träumte über alle geschichtlichen Formen und Gestalten hinaus — und dann doch wieder ein Naturforscher, der ganz modern von den Büchern zur Beobachtung und Erfahrung, von den toten Körpern und Elementen zum Lebendigen, zum Geschehen wies, das nicht in alten Gesetzen, Schablonen, antiken und scholastischen Lehrbüchern erfasst, sondern als das sich wandelnde, sich erneuernde, fortzeugende und strömende Leben neuen Blick, neue Erklärung fordert? War er ein moderner Philosoph, der vorwegnahm, was in Jahrhunderten von Einheit und Ganzheit des Menschen, von Individualität und Gestalt der Einzelnen und der Völker erdacht wurde?

Dies alles war Paracelsus, und er war es mit manchen Widersprüchen. Er war umweht vom Hauch des Grossen, der Zeiten in sich verbindet, unwittert auch von der Tragik, Vergangenes in sich zusammenzufassen und Neuem ahnend sich zuwenden zu müssen, Abschied zu nehmen vom Reich der Mütter mit seiner naturhaften Geborgenheit und den Geheimnissen der Erde, und entgegenzustreben dem väterlichen Reich des Geistes und der Freiheit.

Wir Schweizer glauben ein Recht zu haben, uns des Paracelsus zu erinnern in seinem 400. Todesjahr, denn seine mütter-

liche Herkunft und seine Jugendheimat war bei uns, und wichtige Stationen seines späteren Lebens befinden sich in unsern Grenzen. Der Vater, Wilhelm Baumast (Bombast) von Hohenheim war als Spross eines verarmten schwäbischen Rittergeschlechts in die Schweiz gekommen, und nach seiner Verheiratung mit einer Ochsner von Einsiedeln lebte er als Arzt in dem Haus bei der Teufelsbrücke am Etzel, wo Ende 1493 der Sohn Theophrast als einziges Kind geboren wurde. Da zogen auf einem der Pilgerwege nach Einsiedeln viele Fremde am Haus vorüber, Menschen mancherlei Art und Sprache, und ihr Anblick lockte den Knaben hinaus in die Welt, in die Mannigfaltigkeit menschlichen Lebens. Aber der Vater zeigte dem Kind auch die heimatliche Welt, lehrte ihn die Heilkräuter kennen und die Krankheiten, gegen die sie zu brauchen waren. Das erste Lernen war schon ein Erlernen von Krankheit und Heilung, ein Wissen um Gesund-Machen und Gesund-Werden, ärztliches Forschen und Tun. Ein Arzt müsse von Jugend an geübt sein, war des Paracelsus Meinung.

Früh begann das wirkliche Wandern: die Mutter war gestorben, ehe Theophrast 10 Jahre alt war, und sein Vater, der wohl als Schwabe sich nach dem Schwabenkrieg nicht sonderlich wohl fühlte bei uns, wandte sich mit dem Kind in die Ferne. In Villach in Kärnten zeigte sich ihm eine neue Heimat, ein schönerer Wirkungskreis, für den Knaben auch die Möglichkeit regulären Schulbesuchs, daran sich das medizinische Studium in Wien und Ferrara anschloss. Hat er wohl jemals gezweifelt an seinem geradlinigen Weg, seiner Aufgabe und Bestimmung? Aber das Studium an den Hochschulen: was konnte es ihm geben? Vieles mag er auch hier gelernt haben von den Professoren, welche die alten Meister, Galen, Avicenna, die Griechen und Araber kommentierten. Aber den wesentlichsten Anstoss hatte ihm der Vater gegeben, er hatte ihm schon das unermessliche, weite Buch der Natur aufgeschlagen, darin er nun weiter und weiter lesen sollte. Die Erfahrung wurde seine Methode, das innere Licht, als das von Gott angezündete Licht der Natur, sollte ihm den Weg weisen. Die Menschen aber — sie hatten selber längst im offenen Buch der Natur gelesen, gelernt, in der Erfahrung gelebt: also musste Paracelsus zu den Menschen gehen und dort forschen, hören, studieren. So

begann sein Studium erst recht, als er von den Hochschulen kam; gleich von Italien aus reiste er nach Spanien, nach England, Schweden, nach Preussen, Ungarn, Rumänien, und wieder von Italien nach Griechenland, Aegypten. Was mag er dem einsamen Vater in Villach alsdann erzählt haben, als er mehr als dreissigjährig zurückkehrte! Auf seiner Wanderschaft hatte er überall erfahren wollen, was von Krankheiten, Heilungen und Heilmitteln zu erkunden war, bei Badern und Scherern, bei Weibern, Schwarzkünstlern und Alchimisten, bei Edlen und Unedlen, natürlich auch bei Kollegen. Des Vaters Wunsch war es gewiss, dass der Sohn nun seine vielseitigen Kenntnisse praktisch anwende. So hat Theophrast sich als junger Arzt in Salzburg etabliert, auch hier noch mehr studierend, schreibend, als praktizierend. Erste Entwürfe seiner Werke mögen hier entstanden sein. Aber es gab kein Bleiben, denn Paracelsus — der sich in dieser Zeit den Namen „Hohenheim“ latinisiert hatte — wurde verdächtigt, mit den aufständischen Bauern von 1525 konspiriert zu haben. Er musste fliehen und kam durch Schwaben an den Oberrhein.

Hier nahte eine grosse Stunde, als er in Basel dem Buchhändler Froben geholfen, der durch Schlaganfall gelähmt war, und auch Erasmus hatte seine ärztliche Kunst zu Rate gezogen. Man wollte Paracelsus in Basel festhalten, man verschaffte ihm eine Professur samt Anstellung als Stadtarzt. Was konnte er sich Schöneres wünschen? Forschen, Lehren und praktisches Wirken: alles wäre hier vereint gewesen. Wie gross seine Hoffnungen waren, wie sein Herz schlug für diese leuchtend vor ihm stehende Bahn, das zeigt das Mass der Bitterkeit, das ihn erfüllte, als ihn im folgenden Jahr Neid, Missgunst, Schmähungen und mangelnder Schutz seitens des Rates, der ihn vordem berufen, aus Basel vertrieben. Jetzt begann erst ganz seine Heimatlosigkeit, seine endlose Wanderschaft. Nur kurze Rast bei Freunden gab es da etwa unterwegs, so im Elsass, in Nürnberg, um 1531 in St. Gallen in Vadians Nähe und im Appenzellerland. Dann verlieren sich die Spuren des Wanderers mehr und mehr. Er war im Osten, in Böhmen, Mähren, den Donauländern. Die letzte Station war wieder Salzburg: hier ist er am 24. September 1541 vermutlich an Leberkrebs gestorben.

Ein Schüler, einer von denen, die von Paracelsus lernten, ihn aber später als obskuren Sonderling und unmässigen Zecher diskreditieren wollten — ein solcher hat beschrieben, wie der Gehetzte, Unstete oft, wenn er von fernen Konsultationen zurückgekehrt, sich angekleidet nur zu kurzem Schlaf auf sein Lager warf, mitten in der Nacht aufsprang, um nach seinen Heilmitteln und brodelnden Mixturen zu sehen, oder aber: um seine Werke zu diktieren, mit Worten, die ungebärdig wie ein Wildbach daherbrausten. Im Zorn über seine Widersacher, über die kleinliche Welt muss er etwa sein Schwert gegenüber dem unsichtbaren Feind gezückt haben. Er bäumte sich auf gegen Verkennung, Not, Armut — und wusste doch, dass er in Kreuz, Verfolgung, Leid den Weg zur Seligkeit gehe. Dass er ein ruheloser Landfahrer sei, erschien ihm mehr und mehr als Ehrenzeichen: hatte ihm nicht Gott das Amt gegeben gleich den Aposteln, die arm in die Welt zogen? Betrogen um manches Honorar, half er den Armen, verschenkte er seinen Mantel dem Dürftigen. Das sei des Arztes Amt: Helfen, dienen. Um des Dienens willen hat Paracelsus ein Leben als Landfahrer auf sich genommen. Wohl ist das Höchste, das der Arzt an sich hat, die Kunst, sagt Paracelsus, aber darnach folgt sogleich die Liebe, und diesen zweien die Hoffnung. Die Kunst ist die Gewalt von oben herab, aus ihr geht hervor die Erfahrung und die erfahrene Anweisung. Empfängt er die Gewalt aus der Liebe Gottes, so soll er sie in derselben Liebe wiederum austeilten. Ist des Arztes Liebe gross, so wird er grosse Frucht bringen. In solcher Liebe steht das Reich Gottes.

Des Arztes Ruhm ist, dem Bresthaften, dem Dürftigen geholfen zu haben. Dann muss aber sein Tun und Können ganz in Verantwortung auf den höchsten Ursprung sich richten. „Er handelt nicht ihm, sondern Gott, der seine Gnade dem Menschen gibt, seinem Nächsten in den Nöten vorzustehen. Darum wisst, dass die Arznei keine Hoffart, allein eine Notdurft ist.“ Was der Arzt kann, muss er Gott danken: „Denn du wirkst nicht in der Arznei, sondern Gott, der das Korn macht wachsen und nicht der Bauer.“

Der rechte Arzt muss seine Arznei aus der Erde haben. Deshalb kann weder ein Grieche noch ein Araber, kein Platoniker, Aristoteliker, Scholastiker heute Autorität sein; freilich auch

nicht schlankweg das „Volk“, denn gerade dies wirft Paracelsus den Griechen vor, dass sie sich auf die Experienz der Bauern, statt auf die eigene Forschung gestützt hätten. Der rechte Meister muss Meister in der Natur sein. „Der rechte Arzt, welchen die Natur gegeben hat, der aus der Experienz geboren ist, den haben sie dahin gebracht, dass er sich selber für untüchtig geachtet hat, für unwissend und für einen Toren, ja vom rechten Grund der Natur gefallen und den Ehrgeizigen nachgefolgt.“ Das war es, was Paracelsus zu grimmigem Kampf und unaufhörlichem Zorn und Hohn gegen diese Schulmeister bewog. Die Experienzen können nicht von weither übernommen werden; jedes Land hat seine besondere Experienz und gibt selber seinen Arzt, und so auch jede Zeit. Die Experienz ist die Klammer, welche Theorie und Praxis verbindet. Aber kann sie selber gelernt, anerzogen werden? Nein, denn „ein guter Arzt soll geboren werden.“ Ein Baum kann seine Früchte, die er einmal gibt, nicht verändern, und so wenig als ein Apfel in eine Birne verwandelt werden mag, so wenig mögen solche Leute zu Aerzten werden. „Eines jeglichen Amt wird geboren mit ihm, darin ein jeglicher bleiben soll.“

Erfahrungheit: das bedeutet Eindringen in das Gottesgeheimnis der Natur. Der Arzt will als Arzt im Bereich der natürlichen Dinge bleiben. Aber wenn das Naturlicht aus Gott stammt, schauen wir Gott in der irdischen Welt. Der Mensch ist der Kreuzungspunkt: er ist elementisch, siderisch (gestirnhaft), geistig-gottebenbildlich. Er ist die kleine Welt inmitten der grossen Welt, Mikrokosmos im Mikrokosmos. Er, der ein Ganzes und Unteilbares ist, schaut das Ganze und Ursprüngliche. Was ist Krankheit anderes als Zerfall eines Ganzen, Einheitlichen, Lebendigen? Sie ist Störung der „Konkordanz“, und Gesundheit deren Wiederherstellung aus den dem Menschen und der Welt innewohnenden gesunden Kräften: „Es ist allemal gegen eine jegliche Krankheit eine Arznei geschaffen. Denn Gott begehrt nicht, dass wir sterben, sondern allein, dass wir am Leben bleiben und also im selbigen Leben über unsere Sünde Reue und Leid haben, das ist, dass wir uns bekehren.“ Der Heilungsprozess ist auch ein Austreiben des kranken Wesens gleich einem bösen Schweiss, der vertrieben werden muss. Im Feuer der wirkenden Arznei muss sich das Gesunde bewähren, das

Faule fliehen. Dies zeigt sich an den Grundstoffen im Menschen: Merkur (Quecksilber), Schwefel und Salz, die alle drei in den Elementen wirkend sind: im Feuer zeigt sich, ob sie sich zertrennen oder vereint bleiben; wenn das Leben abgezogen ist, werden sie offenbar in ihrer Vereinzelung, im Zerfall.

Das ist eine Andeutung der Paracelsischen Alchimie, die wunderbarlich und zugleich voll tiefen Sinnes ist. Das reinigende Feuer wird ja zum Bild geistiger Vorgänge; der elementische Mensch soll gesund werden, damit er Reue und Leid über die Sünde haben kann: der Mensch ist ein Ganzes. Darin liegt nicht allein ein christliches Grundmotiv: dass Krankheit und Tod unablösbar sind vom sittlichen Sein, von Gut und Böse, vom Ethos — sondern es zeigt sich die neuzeitliche, der Renaissance entstammende (und allerdings ohne christliche Herkunft undenkbare) Ueberzeugung von der Einheit der menschlichen Funktionen und Schichten als einem Ursprünglichen, das nicht völlig zerstört werden kann. Darum liebt Paracelsus das uralte Bild vom Baum, der aus Same und Keim nach innerer Wachstumsordnung entstanden ist. Wie der Same, so der Baum, und so seine Frucht. Der Same regiert den Acker, der Acker ist nicht Herr über den Samen. Der Wille ist nicht frei, der Mensch muss werden nach dem Gesetz, darnach er angetreten — so eben der geborene Arzt —; wohl kommt es darauf an, ob der Mensch sich gegen das Gute oder Böse „neigt“, aber im Neigen liegt schon die verborgene Bestimmung. „Ist nun Gott in dir, so wirkst du aus Gott, ist der Teufel in dir, so wirkst du aus dem Teufel.“ Freier Wille wäre Meisterlosigkeit, Losgelöstsein aus der Konkordanz. „Wie der Same aus uns wächst, also handelt derselbe.“ Da kann man nicht etwa die strenge Prädestination über die scheinbar naturalistisch klingende Paracelsische Lehre stellen; denn unergründlicher Gotteswille ist es auch nach Paracelsus, der die Kreaturen bestimmt. Noch mehr sind diese in Gabe und Aufgabe bestimmt, weil Gott jedem das Seine gegeben, dass er es auswirke, selbst dem Bösen das Böse! Das Gepräge des Menschen, die Individuation aller Geschöpfe ist unaufhebbar.

Jedes aber trägt in sich die heilenden Kräfte, und alle Arznei ist äusserlich wie Regen oder Tau, aber darum nötig, damit der Same der Gesundheit hervorkomme. Des Arztes Aufgabe,

„die wahrhaftige Religion der Aerzte“ besteht darin, „dass sie am allerersten wissen und kennen alle Natur in dem Gewächs, was in einem jeglichen sei.“ Und wiederum ist es „die wahrhaftige Religion der Arznei in der Gestalt, dass wir wissen sollen, was in den Dingen der Natur sei. „Denn Gott will in seinen Werken wunderbar erkannt sein.“ Die Kraft ist da, die alle Krankheit heilt; was braucht man dann weiter viele Ursachen und Ursprünge zu suchen?

Darin lag wohl eine Abwendung von der mittelalterlichen Schichtung von natürlicher Welt und übergeordneter Offenbarung, von relativem Wissen und absolutem Glauben. Die Erfahrung selber, nicht Scholastik, Dogmatik und kirchliches Handeln eröffnet Gottes Geheimnisse — Geheimnisse, nicht nur leicht sagbare Regeln und Gesetze. Das Ewige waltet im Irdischen, es bricht aus ihm hervor. Der Himmel ist in uns und in der Welt. Der Mensch aber soll nicht feiern, sondern in täglicher Uebung „erforschen die Heimlichkeit der Natur in allen den Gaben, die Gott in die Natur geschaffen hat.“ Wohl ist dem Menschen noch das höhere Licht des Glaubens gegeben; nun soll er in zweien Lichtern leben, und er soll wissen: keins hindert das andere, sondern sie sind vermählt wie Mann und Weib. Auch Christus und die Seinen haben dem natürlichen Licht nichts genommen, nur die Pharisäer, die Scholastiker, sie haben die Macht der Natur brechen wollen und folgen weder Christus noch dem natürlichen Licht.

Gott ist in allen Dingen natürlich geworden, sagt Paracelsus, denn seine Kraft und sein Wort als Kraft wirkt im Natürlichen. Daraus entsteht dann auch eine lebendige Wissenschaft überirdischen Ursprungs, Theologie, Jus, Medizin, Rhetorica aus Gott, von dem alle Dinge ausgehn, und eine Philosophie, welche die verborgenen Dinge erforscht. Da mussten die zwei Lichter doch zuletzt eins werden. Diese Einheit suchte Paracelsus. Das war seine tiefste und innerste Leidenschaft. Das war sein mystisches Streben und Heimat-Suchen, sein Gott-Suchen, den Gott, der die Welt nicht sich selbst überlassen konnte. Die Einheit, das Ganze finden, vollziehen! Das bedeutete eine andere Weltanschauung als die der Florentiner Renaissance, die über allem Glanz formaler Schönheit doch immer wieder an die allesüberwölbende kirchliche Hierarchie sich klammerte.

Paracelsus war radikaler, ihm galt das Ganze. Er war ja auch Zeitgenosse der Reformation. Er sah die Gestalten nicht als ruhendes Sein in sich geschlossen, sondern bewegt von Kräften, der Erde verbunden, wie der Mensch eingebettet ist dem Jahreslauf von Frühling zu Sommer, Herbst und Winter. Des Menschen Bild ist immer ein „Fiat“, ein „Es werde“, und werden muss aus ihm, wozu er bestimmt ist, werden in der neuen Geburt der neuen Welt.

Aber nicht allein die niedere elementische Schicht, sondern auch das siderische Bestimmtsein soll den Menschen daran erinnern, dass er eingeordnet ist und nicht aus sich selbst lebt. Er steht in Konkordanz mit dem Gestirn, er ist von Anfang an, von Geburt her, in der grossen Welt, die auf ihn wirkt. Der Astronom, der Magier Paracelsus tritt hervor. Sein Gestirnglaube — was sollte er letztlich kundtun, als dass der Mensch, tastend erst und gleichsam noch wie ein Kind, nun in die weite Unendlichkeit gestellt ist: ihn umgibt der Kosmos, der Gottes Werke offenbart wie die Erde. Ueberall will Gott in seinen Werken wunderbar erkannt sein. Welterkenntnis geht voraus aller Menschenerkenntnis. Das war zugleich ein ahnendes Vorauswissen der Gefahr, die dem Menschen drohte, wenn er einmal in der grossen Welt Herrscher sein wollte, nicht mehr Dienender, wenn er seine eigene Vernunft, wie früher die Regeln der Scholastik, als neues Gesetz aufstellen wollte über den Reichtum und die lebendige Fülle der Welt, über die ahnende und schauende Experienz. Darum galt es festzuhalten an der Erfahrenheit, der wahren Weisheit, die in Bildern — wie etwa vom Iliaster als erster Materie, vom Vulkan als schaffendem Werkmann, vom Archeus als Prinzip der Individuation — mehr sagen konnte als in allgemeinen Gesetzen.

Die Welt vor dem Menschen, der Mensch in der Welt: war das gesagt, war das festgestellt, dann konnte das Andere gelten — und gilt auch unausgesprochen in überragender Weise —: der Mensch ist das Ziel alles Weltseins, alles Welterschaffens, das Ziel aller Schöpfung. Um seinetwillen geschehen alle Dinge in der weiten Welt. Er als die kleine Welt, als Mikrokosmos darf alle Wunder schauen. Ja, er ist erst der Vollender. Dem Arzt insbesondere ist am meisten anvertraut, er steht den wirkenden Kräften am nächsten, er kann und darf in Ordnung brin-

gen, was von der Konkordanz zerstört worden. „Nichts ist im Himmel noch auf Erden, das nicht sei im Menschen. Denn das sind die himmlischen Kräfte, die sich bewegen, denn Gott, der im Himmel ist, der ist im Menschen. Denn wo ist der Himmel als der Mensch? Wenn wir ihn brauchen sollen, so muss er in uns sein, darum weist er von dem Mund auf Gott, was wir wollen; denn er ist näher bei unserm Herzen als die Zunge oder unsere Gedanken; der hat in ihm seinen Himmel gross und schön gemacht, edel und voll. Denn einmal ist Gott in dem Himmel, das ist im Menschen, denn er spricht selbst, er sei in uns, und dass wir sein Tempel sind. Wenn er nun in uns ist, so bitten wir ihn da, wo er ist, nämlich im Himmel, das ist im Menschen. Darum ist dem Arzt wohl zu betrachten, mit welcher Hand er handelt, denn er hat es mit dem edelsten und grössten Subjekt zu tun.“ Das Edelste im Menschen ist die Seele, sein Ewiges, dadurch er aus Gott stammt, zum Reich Gottes gehört: seine Gottebenbildlichkeit. Alles Wissen von Elementen und Firmament muss dazu dienen, den Menschen zum Bewusstsein, zur Erkenntnis seiner selbst, seines Adels zu bringen; er wüsste nicht um seine eigene Grösse, wenn er nicht die grosse Welt kennte! So wird die äussere Welt der „Spiegel des Menschen“! Und wieder ist der Arzt der Helfer, gleichsam der Künstler, der den Rohstoff der Welt im und am Menschen vollendet: „Wie sich auch begibt, dass der Artifex das, welches der Natur ist übriggeblieben, vollenden soll, als das Scheiden des Reinen vom Unreinen, des Metalles vom Erz, also steht neben ihm gleich der Arzt, dass er solches, das der Natur im Mikrokosmos übrig bleibt, vollende.“

Des Arztes Werk ist Wiederherstellung des Gottesbildes, Heilung auch der Seele, Heilung aus dem Glauben. In vielen Schriften hat Paracelsus, der nur Arzt sein wollte, sein freies und weites Christentum ausgesprochen, seinen Glauben, der kirchliche Form gewähren liess und doch über alle Formen hinausführte. Zeremonien, Gebete, das mag sein, aber das Herz ist entscheidend; kirchliche Gestalt und Macht mag sein, aber jede Kirche ist nur „Sekte“, Abtrennung vom Ganzen, Ursprünglichen, ein Teil mit Teilwahrheiten; vergesse man nicht, dass christliches Wesen in Demut, Armut, Kreuz entstand, und besteht! „Wer in Christus wandelt, wandelt in der Liebe, gedenkt

weder an Fasten, Beten, Singen, Almosen auf mönchisch und nonnisch." Durch die Arbeit, das weltliche Werk, soll der Mensch Gott dienen. Das ist der selige Wandel — in der Natur und im Reiche Gottes. Das ist die Einheit des Menschen, die von oben, von der Gottebenbildlichkeit, alles Licht empfängt. Das Ewige leuchtet hier — dem Menschen der Nachfolge Christi — nochmals in der „Experienz“, im Natürlichen.

Der wahre Tempel ist der Mensch selber. Da ist die innere, die unsichtbare Kirche, da ist die neue Kreatur, das neue Testament. Die Kirche des alten Bundes ist vorbei, die neue Kreatur ist da und soll immer werden. Auch die Gestirne verlieren ihre Macht, wenn Christus, und durch ihn das Geisteswesen, unser Himmel ist. Aus der Kirche der Mauern gelangen wir in die weite und unendliche Kirche, die alle Individualitäten umschliesst: „So wird die göttliche Weisheit erkannt in allen Wohnungen, Artikeln, Sitten, Arten, Wesen, in einem jeglichen etwas, und dieselbigen alle sind ecclesia, und in der ist Christus das Haupt." Petrus — die Kirche — ist auf Christus gebaut. Das ist aus der Reformation gesprochen, aber nicht aus der Reformation als Anfang neuer Kirchenlehre, sondern einer Reformation, die protestiert gegen alle abgeschlossene, in sich verhärtete, absolute Form. So war Paracelsus Protestant gegenüber der medizinischen Scholastik, so auch gegenüber der kirchlichen Scholastik, so auch gegenüber der Scholastik platter Vernunftbegriffe, welche die wahre Tiefe des Individuellen, Unableitbaren, des Mikrokosmos im Makrokosmos, verneinen. Nicht die Aufklärer waren seine berechtigten Erben, wohl aber Idealismus und Romantik, die nicht das immer Gleiche, sondern das immer Verschiedene, Lebendige, das Ganze im Einzelnen, das Ewige in Natur und Geist, die Sehnsucht nach dem Ursprung verkündeten. Und Erben waren die grossen Mystiker der einsamen Seele wie des unendlichen Kosmos: Böhme, Weigel, Kepler, Silesius. Aber muss man nach Erben, nach Fortsetzern, nach einem Weg nach vorn oder in die Zeit fragen bei Paracelsus? Er selber blieb der Einsame. Sein Weg führte einzig zum inneren Himmel, zum Gestirn des Geistes. Er stand im Unermesslichen, Unsagbaren.

Aber er hat als Arzt ein Stück davon erkannt. Denn er war „aus dem Herzen" Arzt. Er wirkte Gottes Gabe am Geschöpf.

Er war Helfer. Darin mündete seine Erfahrung. So gab es Sinn in dem wirren Unsinn des Paracelsischen irdischen Schicksals. Das war seine Krone, die er in der irdischen Armut unsichtbar trug.

Zur Tagung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in Basel

Von Eduard Fueter

„Es ist eine oft gesagte und allgemein anerkannte Wahrheit, dass wenige Länder Europas in Betreff der Schönheit, der Mannigfaltigkeit und Merkwürdigkeit ihrer Naturprodukte mit Helvetien, unserm Vaterlande, in Vergleichung zu kommen verdienen. Allein eben so oft, und nicht ohne Grund, wurde auch behauptet, dass es bei den einzelnen, abgerissenen, wenn auch noch fleissigen Bemühungen seiner Naturforscher, und aus ihren, oft vielleicht allerdings sehr wichtigen, aber grösstenteils unbekannt und verborgen bleibenden Entdeckungen, schlechterdings unmöglich wäre, jemals ein vollständiges oder nur der Vollständigkeit nahe kommendes Ganzes zusammen zu setzen, oder eine Darstellung von der natürlichen Beschaffenheit unsres Vaterlandes abzufassen, die sich mit gleicher Treue und Genauigkeit über alle seine verschiedenen Theile und Reichtümer ausbreitete. — Gesagt wurde immer, es würde hiezu eine Vereinigung, ein gemeinschaftliches Zusammenwirken vieler, — ja aller vaterländischer Naturforscher erfordert.“

So wurde zu Ende des 18. Jahrhunderts eine schweizerische naturforschende Gesellschaft zu gründen versucht, bevor 1815 durch Henri-Albert Gosse die Errichtung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft wirklich gelang und die eben ausgesprochenen Wünsche in immer bessere Erfüllung gehen sollten.